

Predigt zum Mitnehmen für Zuhause von Pastor Norbert Schwarz vorletzter Sonntag, 15. November 2020, Predigttext: Röm 8,18-25

Wochenspruch

Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi (2. Kor 5,10).

Predigt zu Röm 8,18-25

Liebe Gemeinde,

selbst wer ganz selten in die Kirche geht, kennt doch meist ein Gebet: Das Vaterunser. Und meist sprechen wir ohne viel Nachdenken die Worte: „Dein Reich komme“. Dennoch glauben nach Umfragen nur noch 60 Prozent aller Christen daran, dass es nach dem Tod noch etwas gibt. Entsprechend haben wir auch unser Leben eingerichtet. Manche Menschen sagen es ganz deutlich: Ich freue mich darauf, dass ich dann endlich meine Ruhe habe. Sie erwarten nichts und sie erhoffen schon gar nichts. Jedenfalls nichts, was sie nicht hier in dieser Welt zumindest schon kalkulieren könnten.

Der heutige Volkstrauertag führt uns mit der Erinnerung an die vielen Toten der Kriege auch die Trümmersteine menschlicher Hoffnungen vor Augen. Trümmersteine von Hoffnung auf Macht und Glanz, graue Mahnungen daran, wohin Illusionen führen können, Illusionen und Allmachtsphantasien menschlicher Herrscher.

Der November ist ein Monat, den viele Menschen überhaupt nicht mögen. Die Natur scheint Trauer zu tragen, alles Leben scheint abzusterben, es wird jeden Tag etwas früher dunkel und etwas später hell. Und dann reihen sich auch noch solche Gedenktage aneinander, die still werden lassen: Allerseelen, Bußtag, Volkstrauertag und – wie er immer noch im Volksmund genannt wird: Totensonntag. Mitten in dieses Grau setzt der Apostel Paulus einen Akzent, der aufhorchen lässt:

[18] Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. [19] Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbar werden. [20] Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit - ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat -, doch auf Hoffnung; [21] denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. [22] Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstet. [23] Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes. [24] Denn wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? [25] Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld.

Paulus hört es wohl, das Seufzen, das wir alle auf den Lippen haben. Und Paulus hört sogar noch genauer hin: er hat das Seufzen der ganzen Schöpfung vernommen. Mir fallen dabei vergiftete Flüsse, abgeholzte Wälder, Tiere in Laboratorien ein, ich denke an verseuchte Erde und an brennende Ölfelder. Aber auch ein anderes Seufzen klingt aus diesen Worten: Auch wir seufzen, obwohl wir es doch als Christen eigentlich besser wissen müssten. Wir seufzen, vielleicht, weil uns in 2000 Jahren Warten die Hoffnung abhandengekommen ist. Das Reich Gottes scheint uns in so weite Ferne gerückt, dass es fast unwirklich wird. „Lasst uns stündlich das Reich Gottes in Liebe und Rechtschaffenheit erwarten, da wir den Tag der Erscheinung Gottes nicht kennen“, heißt es im 2. Clemensbrief, einer Gemeindepredigt aus dem Jahr 150 nach Christus. „Aus der absoluten Utopie der guten Gesellschaft des Reiches Gottes folgt die relative Utopie einer besseren Gesellschaft, für die wir arbeiten sollen.“ Schreibt Helmut Gollwitzer fast 2000 Jahre später. Beide meinen das Gleiche: Wir sollen nicht tatenlos warten, sondern auch hier schon ein Stück von dem umsetzen, was das Reich Gottes bedeutet.

Freilich schieben sich die „Leiden dieser Welt“ manchmal wie ein Bremsklotz zwischen uns und unsere Hoffnung. Und immer wieder werden wir mit der uralten Frage konfrontiert: „Warum lässt Gott das Leiden zu?“ Gründe könnten wir bei wenig Nachdenken selbst genug finden, sind es doch eigentlich wir Menschen, die gehörig dafür sorgen, dass auf dieser Welt nicht alles friedlich, schöpfungsfreundlich und geschwisterlich zugeht. Nicht Gott ist verantwortlich für Zerstörung von Natur und Leben, sondern menschliche Vermessenheit. „Aber was habe ich damit zu tun?“ könnte man fragen, „ich bin weder Politiker noch Naturwissenschaftler – aber gerade in meinem privaten Leben gibt es so viel Leid, wovon

Predigt zum Mitnehmen für Zuhause von Pastor Norbert Schwarz vorletzter Sonntag, 15. November 2020, Predigttext: Röm 8,18-25

ich gar nicht weiß, wie ich das verdient habe.“

Der Apostel gibt in seinem Brief keine direkte Antwort auf eine solche Frage. Aber er setzt seinen unverbrüchlichen Glauben dagegen: „Ich bin überzeugt, dass die Leiden der gegenwärtigen Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll.“ Er predigt hier nicht die Haltung einer Vertröstung auf ein Jenseits. Er erinnert nur daran, dass wir ein Versprechen haben, an das wir uns gerade im tiefsten Dunkel immer wieder erinnern sollen: "Denn wir sind gerettet, doch in der Hoffnung. Hoffnung aber, die man schon erfüllt sieht, ist keine Hoffnung. Wie kann man auf etwas hoffen, das man sieht?"

Mir ist dabei eingefallen, wie ich mir das als Kind vorgestellt habe: Ich habe jedes Jahr vor Weihnachten auf etwas ganz Großes, etwas Helles und Leuchtendes gewartet. Wie es genau aussehen sollte, war mir nicht greifbar. Ich wusste nur: Es muss ganz anders sein als alles, was ich kenne. Und ich war schrecklich enttäuscht, wenn mir jemand verraten hat, was an Geschenken unter dem Baum liegen würde. Ich fühlte mich um meine Hoffnung betrogen. So ähnlich geht es mir mit meiner Hoffnung auf das Reich Gottes. Ich möchte keine Rechnungen haben über das Ende der Welt und über 1000 und noch einmal 1000 Jahre, die vergehen werden, bis dann der Tag kommt, an dem wir vor dem Richterstuhl Christi stehen. Ich mag es nicht, wenn Dinge bis ins Detail ausgemalt werden, für die unser menschliches Gehirn nicht im Geringsten in der Lage ist, sie zu ermessen. Ich bin überzeugt, wir tragen das Reich Gottes in uns. Und wir verlieren es in dem Augenblick, in dem wir aufhören, zu hoffen. Wenn wir nicht mehr hoffen, gibt es nichts mehr, was uns treibt, was uns bewegt, es sterben nicht nur unsere Träume, sondern es erlischt auch das Licht, das in uns brennt. Paulus vergleicht die Schöpfung mit einem Kind in den Geburtswehen. Luther hat das schön anschaulich gemacht. Er sieht uns gleich mit einem Kind vor der Geburt, das nichts kennt als den Mutterleib von innen. Die Mutter in ihrer Ganzheit hat es noch nie gesehen. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt geht es davon aus, das Innere der Gebärmutter ist alles, was es gibt. Es fühlt sich darin wohl, geborgen und behaglich. Dann aber wird es darin auf einmal unbequem eng und eigentlich will das Kind heraus. Es sieht aber den engen Gang, durch den es muss - und das macht ihm Angst. Es spürt, dass draußen etwas ganz anderes, viel Weiteres auf es wartet, aber es zögert, den Gang zu durchqueren. Ähnlich geht es uns Menschen, wenn wir daran denken, dass unsere Lebenszeit begrenzt ist. Wir sehen den dunklen Gang, durch den wir alle müssen und fürchten uns davor, obwohl uns eine Ahnung von der Herrlichkeit mitgegeben ist, die uns draußen erwartet. Dann werden wir Gott sehen, von dem wir jetzt nur spüren, dass er uns umgibt. Das Dunkel wird sich lichten. Auch das Kind kann nicht im Mutterleib bleiben. Das Wagnis "Glauben" reißt uns heraus aus dem Novembergrau unseres Alltags, es entzündet ein Licht in uns. Ein Abglanz des hellen Scheins des Reiches Gottes, wie wir es dann sehen werden. Dann, wenn alle Tränen von unseren Augen abgewischt werden und uns ein liebender Vater in den Armen hält. Ein Vater, der um alle unsere Schwäche weiß, der uns aber unsere Verfehlungen nicht nachträgt - und ein Bruder Jesus Christus, der uns den Weg durch alles Leid schon vorausgegangen ist. Amen.

Eine gesegnete Woche wünscht Ihnen Ihr Pastor Norbert Schwarz. Bleiben Sie behütet!